Zum Muttertag

Autor(en): **Lehr, Bertha**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 19

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636959

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

schen gerettet hast. Auch hast du mir dazu verholfen, den besten aller Menschen zu erkennen. Das erzähle ich dir alles, wenn du wieder bei mir sein wirst. Sieh, wie ich mich nun wieder habe verleiten lassen, von dem traurigen Wege abzuspringen, um mit dir zu plaudern. Aber glaube mir, daß es mir schwer ums Herz ist, um dieser armen Frau Seemann willen. Weißt du, daß die Spur der beiden entdeckt worden ist? Jenseits der deutschen Grenze, unweit Zittau. Ich weiß nicht einmal so recht, wo das liegt. Es rächt sich jetzt, daß ich immer nur Dreier in der Geographie hatte und alles mühsam auf dem Atlas suchen muß, statt daß ich es auswendig weiß. In diesem Grenzort wohnen sie also in einem guten Hotel und haben, wie der Detektiv berichtet hat, dort große Schulden gemacht. Mays Vater verlangte schriftlich von ihr, daß sie den Mann verlasse und heimkehre. Sie antwortete nicht. Man telegraphierte. Man schrieb. Man drohte. Man machte Versprechungen und verhieß Verzeihung. Es kam keine Antwort. Frau Seemann fürchtete, daß das Paar geflüchtet sein könnte. Da machte sich Herr Seemann auf, um May heimzuholen. Kurz, ehe er abreiste, kam ein Telegramm von May: Engelbrecht mußte fort. Bin allein und ohne Geld. May. Es hatten ja alle dieses Ende erwartet, denn von einem Entführer kann nichts Gutes kommen. Herr Seemann fuhr am selben Tage hin und fand seine Tochter in einem trostlosen Zustand. Krank vor Kummer, außer sich, unglücklich und wütend, kindisch alle Welt anklagend. Sie habe geschrien und geweint und dem Vater die schwersten Vorwürfe gemacht, um des Widerstandes willen, den er dem Menschen entgegengebracht. Frau Seemann sagte mir, daß sie selbstverständlich niemals den Weg des Verbotes eingeschlagen hätten, wenn sie solche Dinge hätten vermuten können, und ahnen, welche Folgen dieses nach sich ziehen könnte. Daran, daß der Schuft verheiratet sei und Kinder habe, glaubte May keinen Augenblick. Ich wundere mich, daß ein junges Mädchen von heute sich so romantisch und unpsychologisch benimmt. Sie hätte ihre Eltern aufklären können, auf ihre Gründe hören, sie widerlegen, Vernunft brauchen und auf die Erlaubnis warten. Kurz, alles andere tun, als sich auf solche Weise ihr Glück ertrotzen zu wollen. Herr Seemann hat seine Frau nach Zittau kommen lassen, damit sie beide, gemeinsam mit May, die Sache besprechen könnten. May soll nun mit ihrer Mutter einige Wochen fortbleiben, damit sich das Kind erholen könne und Frau Seemann auch. May weigert sich heimzukehren, was wohl auch besser für sie ist. Wie kam es nur, daß May so gänzlich vernunftlos sein konnte, da ihr Skifreunde doch alle so seid, daß man sich auf euch verlassen kann? Wie kam sie dazu, deine Freundin zu sein? Ich weiß: Man läuft Ski zusammen, man tanzt zusammen, man befreundet sich mit den gleichen jungen Leuten, und weiß eigentlich nichts weiter voneinander. May tut mir unendlich leid, und wenn ich etwas für sie tun kann, so will ich es tun. Zu ihr stehen, zum Beispiel, das ist vielleicht das, womit wir ihr am besten helfen können.

Jorinde, mein Herz, laß dich nicht zu sehr von dem allem bedrücken. Mitgefühl ist eine gute Sache, helfen, wo man kann, eine bessere, aber mache nicht ihr Leid und ihren Schmerz zu dem deinigen. Das nimmt dir deine Kraft und macht dich weniger fähig, das zu ertragen und zu erleben, was dir selbst auferlegt werden kann. Dazu braucht es Kraft. Bewahre sie dir.

Perkeo will dir selbst schreiben. Nicht wahr, es geht dir gut? Du bist doch wieder ganz wohl, spürst nichts mehr von der Grippe? Es spuckt oft noch so hinterher, das Ungetüm. Ermüde dich nicht, schone dein Herz. Und da wir gerade vom Herz sprechen, gelt, Kind, um dein Vertrauen in Herzenssachen werde ich nicht betteln müssen? Geben wir uns die Hand darauf. Deine Mutter und Freundin Claudia. Fortsetzung folgt.

Zum Muttertag

Die Kinder der ganzen Welt haben beschlossen diesen einen Tag des Jahres der Mutter zu weihen. Der Mutter an sich; der Person und dem Begriff: Mutter.

Wie aber stellen sich die meisten Mütter zu diesem Entschluß ihrer Kinder? Fühlen sie sich erfreut, geehrt, beglückt? In der Regel gewiß nicht, denn Mutterliebe wirkt am liebsten in der Stille, im hellen Lichte eines Feiertages, herausgezogen aus der Tagtäglichkeit, verblassen gerade die innigsten, zartesten, wertvollsten Wirkungen der Mutterliebe, die der ganz stillen, fast geheimen und geheimnisvollen Opferbereitschaft der Mutter entsprangen.

Und so kommt es vor, daß die Mutter, zuerst erfreut über das Kommen und Gedenken ihrer Kinder, doch die Feier liebevoll zärtlich ablehnen will: Bitte, verschont mich doch mit diesem Aufsehen! Ich bin eine Feindin jeglichen Aufsehens — und nun gar des Aufsehens um meine eigene Person.

Und wozu denn der heutige Tag? Beweist mir eure Liebe und Anhänglichkeit das ganze Jahr, dann wird es heute keiner besonderen Versicherungen brauchen. Und wer das Jahr über nicht an die Mutter denkt, der wird mit der heute zur Schau getragenen Anhänglichkeit die Mutter höchstens schmerzlich stimmen.

Kinder, ihr wißt, daß ich eure Mutter bin; wißt aber nicht, was dies bedeutet! Vielleicht sollt ihr dies gar nicht wissen und mein Verstehen, meine Fürsorge, meine Liebe noch lange als etwas ganz Selbstverständliches nehmen, was es ja auch wirklich ist oder wenigstens sein sollte. Ich habe das, was man etwa „Opfer" nennen könnte, immer gern und mit viel Liebe getan. Entwertet es mir doch nicht, indem ihr ihm einen Stempel öffentlichen Dankes oder Verdienstes aufdrückt. Es beschämt mich, und es erniedrigt mich vor mir selbst, wenn ihr wißt, daß es Opfer waren.

Und alles andere ist der Gang der Natur. Ihr werdet es einmal an euch selbst erfahren, Kinder, ihr werdet selbst Mütter und Väter werden und meine Selbstverständlichkeit wird auch die eure sein. Gewiß habe ich um euch und manchmal wohl auch durch euch Schmerzen gelitten, aber es lag oft viel Seligkeit darin — auf welche Rechnung soll ich die setzen.?

Wenn ihr mich lieb habt, Kinder, kommt nicht mit lauten Dankesworten heute zu mir oder bringt gar Geschenke. Lebt euer ganzes Leben so, daß es mir Geschenk ist; zeigt euch dessen wert, was ich für euch und durch euch litt. Ehrt und achtet unsere Verbundenheit als Naturgesetz und hebt es nicht für einen Tag in das Licht des Ungewöhnlichen.

Man sagt: jede Mutter trägt unsichtbar eine Krone; sie sprüht aus dem Druck ihrer Hände, blitzt aus den Worten ihres Mundes und leuchtet aus der Güte, der Freude oder der Trauer ihrer Augen. Diese Unsichtbarkeit ist aber der verborgendste Schatz ihres Herzens, aus dem heraus ihr Wesen wirkt und waltet. Entreißt ihr das doch nicht, indem ihr es für einen Tag vor tausend Augen zerrt, vor denen es leicht klein und unwesentlich wird, so ganz anders, als es im stillen Schrein des Herzens war.

Aber Kinder, diese Worte sollen euch nicht traurig machen! Ich will euch doch um keinen Festtag, um keine Freude bringen! Ihr sollt mich nur recht verstehen! Jeder Tag, der meine Kinder um mich sein läßt; jeder Tag, der meine Kinder zu mir bringt, sie mir nahe bringt, ist mir ein Festtag. So auch dieser! Und euch soll es nicht anders sein! Solange ihr den Weg zur Mutter habt, soll das Betreten dieses Weges euch ein Feiertag sein. Und will die Welt der unsichtbaren Krone der Mütter für diesen einen Tag des Jahres Sichtbarkeit verleihen, wir Mütter werden uns an der Freude unserer Kinder freuen und nicht widerspenstig sein und widersprechen. Nein, Kinder, kommet nur alle an diesem Tage zu euren Müttern! Ihr seid doch jeden Tag, zu jeder Stunde willkommen, warum sollt ihr es — aber um euretwillen — nicht am Muttertag sein!"

So sprach eine Mutter und so denken viele, fast alle Mütter, die ihre Kinder bei sich oder in der Nähe haben. Aber es gibt viele, viele Mütter, die einsam sind. Einsam auch an diesem Tage, dem Muttertag, der auch ihnen geweiht ist. Darum soll man, an diesem Tage mehr als an allen anderen, an die alten Mütter denken, denen die Hoffnung ihres Alters geraubt wurde; an die einsamen, denen in jungen und liebesstarken Jahren das Liebste vom Herzen gerissen wurde; wir wollen auch an die Kinder denken, die nie Mutterliebe gekannt haben und an die tausende von Frauen, die heute und immer allein sind, weil sie nie Mütter werden konnten oder durften. Gönnt den Kinderlosen einen Teil der Freuden einer Mutter; gönnt den Mutterlosen einen Teil der Liebe eurer Mütter! Auch dies ist eine Aufgabe, und nicht die unwesentlichste, des Muttertages!

Bertha Lehr.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Tatsächlich holte er wieder einige Vögel herunter. Es war eine ganz anständige Leistung.

„Wollen Sie es jetzt versuchen?" Lawrence hielt mir die Waffe entgegen, die er von neuem geladen hatte.

Hier muß ich bemerken, daß weder der Millionär noch Milica wußten, daß ich jahrelang als der berühmte Bufallo Bellini Erfolge geerntet habe. Ich hatte zwar beiden einmal von meiner früheren Artistenlaufbahn erzählt, ohne jedoch mein eigentliches Fach zu erwähnen.

Lawrence hielt die Pistole noch immer in der ausgestreckten Hand. Ich machte keine Anstalten, danach zu greifen.

„So eitel?" fragte spöttisch der Millionär. „Fürchten Sie sich etwa zu blamieren ...? Wir sind doch unter uns, und niemand erwartet von Ihnen, daß Sie es mir gleich tun? Ich bin schließlich der beste Schütze meines Klubs ..."

„Aber Jerry, Du weißt doch, daß Herr Weindal einen noch nicht ganz geheilten Arm hat!" sagte ein wenig tadelnd Milica.

Der Millionär ließ die Waffe sinken.

„Entschuldigen Sie, ich habe wirklich vergessen, daß Sie einen verkrüpp ...., will sagen, kranken Arm haben!" rief er.

Ich hätte dem eitlen, alten Mann den kleinen Triumph gegönnt. Aber das gemeine Wort, das ihm bestimmt nicht unbewußt entschlüpft war, empörte mich. Milicas Gesicht bedeckte eine leichte Röte. Ich griff wortlos nach der Pistole.

Lawrence, seiner Unbesiegbarkeit gewiß, rief zuvorkommend: „Warten Sie doch, bis die Vögel näherkommen!"

Ich hielt die Waffe in meiner Linken, mit der Rechten griff ich in die Tasche. Ich hatte nicht die Absicht, einigen Möven den Garaus zu machen.

Als ich meine rechte Hand aus der Tasche zog, hielt ich in ihr zwei Kupfermünzen. Lawrence und Milica blickten mich überrascht an. Ohne ein Wort warf ich die beiden Münzen hoch. Man konnte die senkrechte Bahn in der klaren Luft deutlich verfolgen. Ehe sie noch den Gipfelpunkt erreicht hatten, krachten meine Schüsse. Die beiden Münzen, getroffen, flogen in weitem Bogen steuerbordwärts ins Meer.

Der Gesichtsausdruck von Lawrence war nicht gerade geistreich. Endlich stammelte er: „Wie haben Sie das bloß gemacht ...?"

„Furchtbar einfach! Ich zielte auf die Münzen und drückte ab. Alles andere geschah von selbst ..."

Ich kostete meinen Triumph aus.

Doch als ich Milicas strahlendem Blick begegnete, schämte ich mich ein wenig. Schließlich hatte ich den beiden verschwiegen, daß ich ähnliche Produktionen viele Jahre täglich verrichtet hatte. Mit der rechten Hand vermochte ich damals sogar drei und vier Münzen zu treffen. Trotzdem freute es mich, daß mir das Kunststück gelungen war, denn, um ganz aufrichtig zu sein — es hätte ebensogut mißlingen können.

Kurz nach dem Diner kam es zwischen mir und Lawrence zu einem heftigen Auftritt. Bereits der unerwartete Ausgang unseres „Wettschießens" hatte den Millionär in eine reizbare Stimmung gebracht.

Nörgelnd und schimpfend hörte ich ihn das Schiff durchwandern. Sonst kümmerte er sich so gut wie gar nicht um die Führung des Schiffes; er verließ sich vollkommen auf den irischen Kapitän. Jetzt suchte er seinem Aerger Luft zu machen, indem er in der Vorderkajüte, im Maschinenraum und im Kartenhaus, wohin er seinen Fuß nie setzte, alles Mögliche beanstandete. Da er aber von Navigation keine blasse Ahnung hatte, ließ man ihn einfach reden.

Als ich zum Diner erschien, sah ich, daß Lawrence bereits eine Anzahl der starken schwedischen Schnäpse, die seinen Appetit anregen sollten, getrunken haben mußte.

Ich kannte ihn jetzt genügend, um an kleinen Anzeichen das Maß, oder richtiger Unmaß, der von ihm vertilgten Schnäpse ungefähr zu erraten.

Er aß ausnahmsweise wenig, dafür trank er umso mehr. Es herrschte während des Essens eine drückende Stille. Man hörte nur das leise Hantieren des Stewards. Noch ehe das Diner beendet war, erhob sich Lawrence.

Ich dachte, er würde nicht mehr zurückkehren, und ich atmete erleichtert auf.

Die Gegenwart des steifen und korrekten Stewards erlaubte zwischen mir und Milica nur eine konventionelle, nichtssagende Unterhaltung. Als aber der Mann mit dem Geschirr den Raum verließ, ergriff Milica rasch meine Hand.

„Sind Sie böse?" fragte sie leise.

Was konnte ich darauf erwidern?

Daß ich ihr nicht böse, nur furchtbar enttäuscht war ...

Ohne meine Hand freizugeben, kam Milica zu mir. Nun stand sie neben meinem Stuhle, unsere Köpfe berührten sich fast. In dieser Lage überraschte uns Lawrence.

Erst später kam mir der Gedanke, daß er glauben mußte, wir hätten uns geküßt.

Das Gesicht des Amerikaners färbte sich dunkelrot; einen Augenblick fürchtete ich, er könnte einen Schlaganfall erleiden. Er öffnete den Mund, wie um nach Luft zu schnappen. Seine Augen sprühten Haß.

„Schurke!", schrie er mir ins Gesicht.

Meine Fäuste ballten sich. Mein Blick suchte unwillkürlich die rechte untere Hälfte von Lawrences Kinn, wo in der nächsten Sekunde meine linke Faust landen mußte.

„Nicht doch!" flüsterte Milica.

Angst klang aus ihrer Stimme. Fürchtete sie sich für mich oder für Lawrence. Gleichwie. Meine Fäuste entspannten sich.

Ohne Lawrence auch nur anzublicken, schritt ich der Tür zu. Ich befand mich bereits außerhalb des Salons, als mich noch einige grobe Schimpfworte erreichten. Wutentbrannt schnellte ich herum, um den Kerl mit einem Faustthieb endlich zum Schweigen zu bringen. Er war größer und schwerer als ich, aber ich sah ihn bereits wie einen Sack zu Boden plumpsen.

Ich kam nur bis zur Tür.

Milica verstellte mir den Weg. „Tun Sie ihm nichts; er ist herzkrank", raunte sie mir zu.

Meinetwegen, dachte ich, obschon es in mir kochte. Denn Lawrence keifte noch immer. Die schwarze hagere Gestalt des Stewards tauchte jetzt auf.

Er zog sich gleich wieder zurück, doch ich sah noch den verächtlichen, ja angewiderten Zug in seinem reglosen Gesicht.

Das Toben des Millionärs hatte einige Männer der Besatzung herangelockt. Als ich an Deck erschien, stoben sie schleunigst auseinander. Der frische Wind tat meinem heißen Kopf wohl. Ich konnte wieder vernünftig denken. Ich war entschlossen, bis zur Landung in Beirut meine Kabine nicht zu verlassen.

12. Kapitel.

Nachdem ich vielleicht eine Stunde auf dem finsteren Deck brütend verbracht hatte, begab ich mich nach unten. Ich befand mich erst wenige Minuten in meiner Kabine, als ein leises Klopfen mich zusammenfahren ließ. Ich eilte zur Tür und öffnete sie. Vor mir stand Milica.